



Hohheit die Prinzessin Eleonore unten im Wohnzimmer das gnädige Fräulein erwarnt.

„Ah! siehst du! Ist das nicht hübsch von ihm, daß er seine Schwester zu mir schickt?“ flüsterte Melanie Doris zu, küste sie auf die Wangen und verließ rasch das Zimmer.

Prinzessin Eleonore lag wartend auf einen Gruß in dem bescheidenen Salon, dem man den vorläufigen Charakter der Einrichtung, das eilig und leibweis Zusammenhangspunkte gar sehr ansah. Das Fräulein v. Kas stand hinter ihrer Herrin und horchte mit lächelnder Miene nach dem Nebenzimmer hin, von wo her man den alten General dumpf murren und murmeln hörte. Er hatte die Hohheit um Entschuldigung bitten lassen, daß er sie nicht sogleich empfangen könnte; denn er besand sich just in einem derartigen Bequemlichkeitszustande, daß er unmöglich ohne ziemlich tiefgreifende Umgestaltung seines äußeren Menschen sich vor ihren Augen blicken lassen dürfte. Und nun war er eben dabei, sich von Friedrich in ein geräuschtes Oberhemd hineinsetzen zu lassen.

Die Prinzessin hatte ein schwarzes Kleid angelegt und darüber einen selbstgeketten Sammetbolman, wodurch ihre schlankte Figur vortheilhaft hervorgehoben wurde. Ein großer Sammethut mit wallenden schwarzen Straußenfedern beschattete ihr etwas flaches Gesicht. Auch die kleine Hofdame war der Uebereinstimmung halber in Schwarz erschienen.

Da trat Melanie herein und begrüßte ihren hohen Besuch mit einer tiefen Verbeugung. Sie sie noch den Mund zu einer Entschuldigung aufstehen konnte, war die Prinzessin ihr bereits entgegengetreten. Sie legte ihre Arme ganz lose um ihre Schultern und küste sie flüchtig auf die Wangen.

„Mein herzlichstes Beileid, meine liebe Melanie!“ begann sie kühl und griff nach Melanies kleiner, weicher Hand, um sie nach einem raschen Druck gleich wieder los zu lassen. „Die Großherzogin ist durch die Krankheit des Großherzogs selbst sehr in Anspannung genommen; aber ich habe den Auftrag, Ihnen und Ihrem Herrn Vater den Ausdruck ihrer vollen Theilnahme an Ihrem schmerzlichen Verluste zu überbringen.“

Melanie lud zum Sitzen ein, und dabei ging ihr der Gedanke durch den Kopf, wie förmlich und ungeschickt doch selbst die geistvollsten Menschen sich zu benehmen pflegen bei den vergleichenen traurigen Anlässen. Die Prinzessin hatte doch sonst auf vollkommen freundschaftlichen Füße mit ihr verkehrt und von Anfang an einen Ton angeschlossen genützt, der, ohne ganz das Bewußtsein des Standesunterschiedes anzudeuten, dennoch eine ungezwungene Gedankenanstausch, wie zwischen gleichstehenden Freundinnen, ermöglichte. Und nun auf einmal diese eisse Kälte! Unwillkürlich wirtte sie aufstehend, und auch Melanie fand auf die landläufigen Redensarten und Erhebungen nach dem Leiden und den letzten Augenblicken der Dahingeshiedenen nur die landläufigen Antworten.

Und während das Gespräch so einfürmig, kühl, betrübt hin- und berging, hob die Prinzessin von Zeit zu Zeit ihr langgeheiltes Vorgehen an die kurzschichtigen Augen und forschte mit schlecht verholpener Neugier in dem blühenden Gesichte Melanies nach den Spuren aller der Aufregungen. Ihr Bruder hatte ihr in seiner Offenherzigkeit nicht verschweigen können, welch unliebame Vorgänge sich in jener verhängnisvollen Dämmerungsstunde abgebelet hatten. Ja, konnte denn dieses Mädchen gar keine Scham, daß sie trotz alledem so auszuweichen, mit dem großen braunen Augen so stolz und frei um sich zu blicken wagte?? Auch Eleonore mußte sich, gerade so wie Rospott am

Morgen, sagen, daß sie das Fräulein v. Trebja nie so verführerisch schön gesehen habe wie heute, und sie konnte nicht umhin, sich einzugehen, daß der Mann, der sich um dieses Mädchen in Liebe verzehrte, zum mindesten einen guten Geschmack bewies. Um ihretwillen also verschmähte man selbst die Liebe einer Prinzessin, die obenein eine Dame von feinem Geist und, wo sie liebte, voll warmer Theilnahme für die weit ausweichenden Pläne des Erlorenen war. Aber das galt ihm alles nichts — dieser blühende Körper hielt seine Sinne in Bann und ließ ihn alles Andere darüber vergessen, auch wohl gar die hohe Lebensaufgabe, die er sich gestellt hatte — ja, sie ließ ihn sich selbst so weit erniedrigen, zu den Füßen dieses gedankenlosen Geschöpfes weiter zu schmecken, trotzdem es sich aus Eitelkeit und moralischer Haltlosigkeit einem Anderen hingegeben hatte! O, wie sie diesen Mann jetzt verachtete, diesen modernen Marquis Bosa, für den sie geschwärmt hatte, wie ein thörichter Wadstich ihr irgen den einer Beateprinzessin, der sich mittels Schminke, Perleide, und falscher Lachen des Abends aus einem bageren Kahlkopf in einen Adonis verwandelt! Und wie häßte sie dieses Mädchen! Sie mußte, daß sie ihr aller Wahrheitsliebsteit nach heute zum legatimal gegenüberstände, und darum hob sie immer wieder die Gläser an ihre Augen, um sich jeden flüchtigen Zug in der Erscheinung dieses Geschöpfes, welches so unselbstlos in ihr und ihres Bruders Leben eingegriffen hatte, fest ins Gedächtniß zu prägen.

Und Wally v. Kas schien den Auftrag zu haben, ihr hierin nach Kräften beizustehen, um ihre Beobachtungen durch die ihrigen zu ergänzen.

Melanie konnte nicht umhin, dieses Angestarrtenweins seitens der beiden Damen unangenehm zu empfinden. Der Berger darüber begann ihre Wangen dunkler zu färben, und ihre Antworten auf die theilnahmslos hingeworfenen Fragen der Prinzessin fielen immer kürzer aus.

„O, Sie denken uns also wirklich schon in diesen Tagen zu verlassen?“ verstete die Hohheit auf eine bezügelte Aeußerung Melanies. „Es wird meinem Bruder sehr leid thun, sich nicht mehr persönlich von Ihnen verabschieden zu können. — Ach, richtig! Bald hätte ich vergessen, Ihnen den Ausdruck meines Beileides und meinen Abschiedsgruß zu überbringen.“

„Abschiedsgruß?“ stammelte Melanie erlebend und schaute die Prinzessin aus großen Augen fragend an.

„Nun ja! Hat man Ihnen denn nicht gesagt, daß er gestern früh abgereist ist?“

„Abgereist?“ Darf ich fragen: wohin?“ stammelte Melanie, sich mit aller Gewalt zur Ruhe zwingend.

Und die Prinzessin lächelte boshaft und erwiderte zögernd, indem sie den schmalen Kopf geiert zur Seite neigte: „Das ist eigentlich wohl noch ein Staatsgeheimniß. Ich bin selbst nicht eingeweiht — ich habe nur so meine Vermuthungen. Unter uns gesagt, liebe Melanie: Der Großherzog wünscht, daß mein Bruder endlich Anstalten treffen soll, sich zu verheirathen. Es ist ihm die Hand einer königlichen Prinzessin angetragen worden, und da dürfte man wohl nicht sehr gehen.“

Melanie ließ sie gar nicht ausreden. Mit flammenden Blicken sprang sie auf, streckte ihre Rechte gebieterisch vor sich aus und rief mit halb erstirter Stimme: „Das ist nicht wahr!“

(Fortf. folgt.)

Das Fischen.

Von Gub de Maquassant.

Chicot, der Wirth von Egreville, hielt mit seinem Gespann vor dem Hofe der alten Magloire. Er hatte seine 40 Jahre auf dem Rücken und war roth, rund und sehr — ein rechter Schlingel, den manche für falsch hielten.

Am den Thorposten band er seinen Gaul und ging hinein. Das Mädchen der Frau, nach dem es Chicot schon lange geküßelt, ließ gar ein sein häßliches Gesicht. Wohl! zwanzigmal hatte er versucht, es an sich zu bringen, aber die Alte verwehrte sich hartnäckig. „Da bin ich geboren, da will ich sterben“ — pflegte sie zu sagen.

Er fand sie vor der Thür — kein Karstoffschalen. Mit ihren spreizendsten Jahren war sie dürr, bager und buckig, doch rüßig wie ein junges Mädchen. Chicot klopfte sie freundlich auf den Rücken und setzte sich neben sie auf einen Schemel.

„Na, Mutter, wie siehst's? Immer gesund?“

„Geht so, geht so, — und Ihr, Herr Prosper?“

„Nun, nun, — man hat so keine Schmerzen. Sonst geht's ja leidlich.“

„Um so besser.“ Weiter sprach sie nichts. Chicot sah ihrer Haltung zu. Die trummern, gichtigen Fingern, die hart waren wie Krebschnecken, traltten die braunen Knollen aus dem Korbe, burtig drehte sie die Frucht herum und enterte in der anderen Hand hielt. Und wenn dann die Karstoffschale gelb geworden war, wurde sie in ein Gefäß voll Wasser geworfen. Drei feste Hübner kamen nach einander bis an ihre Schürze heran, wickeln die Schalen auf und machten sich eilig wieder davon, mit der Deute im Schnabel.

Chicot schien verlegen, besangen, ängstlich; er hatte offenbar etwas auf der Zunge, das nicht heraus wollte. Endlich löste er sich ein Herz: „Sagt mir, Mutter Magloire...“

„Wollt Ihr mit Eurem Hof noch immer nicht verkaufen?“

„Dennoch. Denkt nicht mehr daran. Ich hab's gesagt, ich hab's gesagt und damit basta.“

„Nun, — ich wüßte wohl einen Ausweg, der uns beiden helfen könnte.“

„Was denn?“

„Wacht Euch! Ihr verkauft mir das Gut und behaltet es doch, Ihr versteht nicht? Hört meinen Vorschlag.“

Die Alte hielt mit der Arbeit inne und setzete ihre Augen, die unter den faltigen Wintern gar lebhaft blickten, auf den Wirth. Er fuhr fort:

„Ich will beutlicher sein. Ich geb' Euch jeden Monat hundertfranzig Franz. Werth auf: jeden Monat bringt ich Euch hier in meinem Bogen dreißig fünf-franzstücke, zu hundert Sous und doch bleibt alles beim Alten, absolut alles. Ihr lebt in Euren Dänschen. Ihr werdet nicht mehr von mir begehrt, Ihr seid mir nichts schuldig, Ihr nehmt nur mein Geld, versteht Ihr?“

Er lud ihr ins Gesicht mit einer fröhlichen Miene.

Die Alte blickte misrauthlich drein, als ob sie eine Falle vermuthete. Dann fragte sie:

„Zeit lang sich in Betracht, und wo bleibt Ihr? Denn damit halt Ihr ja mein Ansehen noch nicht.“

„Er antwortete: „Stoßt Euch daran nicht, Ihr bleibt hier, so lange Euch der liebe Gott das Leben ident. Ihr seid auf Eurem Eigentum. Nur stellt Ihr mir beim Notar ein Papierchen aus, daß nach Eurem Tode hier dieses mir zufällt, Ihr habt ja keine Kinder, nur Schwelersöhne, auf die Ihr nichts habt, Geld, Ihr's aufzudecken?“

„Ihr behaltet Euer Gut Euer Lebenlang und ich bezahle. Es ist für Euch der reine Gewinn.“

Die Alte schien überreizt, beunruhigt, aber doch nicht ganz abgeneigt. Sie entgegnete: „Ich lag nicht Nein. Ich will darüber nachdenken. Kommt nächste Woche wieder, dann sollt Ihr meine Antwort haben.“

Und Chicot ging, zurüde wie ein König, der ein großes Reich erobert hat.

Mutter Magloire blieb sinend zurück. Die folgende Nacht schlief sie nicht. Vier Tage lang war sie in fieberhafter Unentschiedenheit. Sie ahnte, daß etwas nicht ganz richtig an dem Handel war; doch der Gedanke an die dreißig fünf-franzstücke — jeden Monat — an dieses schöne, klingende Geld, das in ihre Schürze fallen würde, das ihr gewissermaßen vom Himmel herabfiel — dieser Gedanke verzehrte sie.

Schließlich ging sie zum Notar und erzählte ihm den Fall. Er rief ihr, den Vorschlag Chicot's anzunehmen. Nur sollte sie statt dreißig fünf-franzstücken fünfzig fordern, da ja ihr Anwesen zum mindesten ledigtauend Franz's werth sei. Wenn Ihr noch fünfzig Jahre lebt,“ sagte der Notar, „bezahlt er es auf diese Art immer erst mit fünfundsiebzigtauend Franz.“

Die Alte zitterte bei der Aussicht auf die fünfzig fünf-franzstücke, aber sie traute immer noch nicht, denn sie fürchtete tausend Sinterküssen, tausend verborgene Stiffe.

Sie blieb bis zum Abend, stellte unsähtliche Fragen und konnte nicht fertig werden. Endlich eruchte sie den Notar, das Schriftstück aufzusetzen. Dann führte sie heim, wie im Aufstich.

Als Chicot wiederkam, um seine Antwort zu holen, ließ sie sich erst lange bitten. Sie erklärte, daß sie nicht wolle. Dabei aber hatte sie immer eine geheime Angst, er möchte die fünfzig fünf-franzstücke nicht geben. Endlich als er nicht nachließ in sie zu dringen, rüde sie mit ihrer Forderung heraus.

Er machte ein verdußtes Gesicht und lehnte ab. Um ihn zu gewinnen, sprach sie dann von der voranschreitlichen Dauer ihres Lebens.

„Ich habe doch höchstens noch fünf bis sechs Jahrzehnte vor mir. Jetzt stehe ich im dreißigsten Jahre und bin doch nicht die Kräftehülle. Neulich glaubte ich schon es wäre vorbei. Mir war's, als ob man mir den Körper ausweide. Sie mühten mich zu Tode bringen.“

Doch Chicot ließ sich nicht fangen. „Ach geht mir, alte Schlaubereerin, Ihr seid solide wie unser Sträbherm. Ihr werdet wenigstens hundert Jahre alt und könnt mich noch befragen. Glaub mir.“

Den ganzen Tag brachte man mit Unterhandlungen zu. Doch, als die Alte nicht nachgab, willigte der Wirth schließlich in die fünfzig fünf-franzstücke.

Sie unterschrieben den Akt am nächsten Morgen. Und Mutter Magloire ließ sich zehn fünf-franzstücke Angeld geben.

Drei Jahre verstrichen.

Der wackeren Frau ging es prächtig. Nicht um einen Tag schien sie gealtert, und Chicot verweigerte. Es kam ihm vor, als ob er diese Heute schon seit einem halben Jahrhundert bezahlen müßte, als ob er betrogen, ausgezogen, rüuert sei. Von Zeit zu Zeit machte er auf dem Hofe seinen Besuch, wie man so im Sultimant in die Felder geht und nachschaut, ob das Getreide

für die Sichel reif ist. Sie empfing ihn mit maititösen Blicken, — als ob sie sich gratulirte zu dem guten Streich, den sie ihm gewiebelt, und schnell befragte er seinen Wagnen wieder, murmelnd: „Was steht zu erwarten, bei Gerichte?“

„Er war ratlos. Am liebsten hätte er sie erpörigen mögen, so oft er ihrer ansichtig wurde. Er hobte sie mit einem wilden tüchtigen Angrimm, mit dem Angrimm des betöhltenen Bauern.“

Er kam auf Mittel.

Eines Tages endlich kam er wieder und rief sich vergnügt die Hände, wie er damals gethan, als er ihr zum ersten male den Handel vorgelegt hatte.

Nachdem er einige Minuten hin und her geräpelt, sprach er: „Sagt mal, Alte, warum ipetit Ihr niemals bei mir zu Mittag, wenn Ihr in Egreville seid? Man schmeckt darüber. Man sagt, daß es mit unierer Freundschaft aus sei, und das betrübt mich. Bei mir, da braucht Ihr nicht zu bezahlen, — wißt, auf ein Mittagessen soll mir's nicht ankommen. Laßt Euch nur so oft sehen als Ihr Lust habt, — ohne Umstände; es soll mich freuen.“

Mutter Magloire ließ sich das nicht zweimal sagen, und als sie am zweitägigen Tage, von einem Knecht begleitet, in ihrem Wägelchen auf den Markt fuhr, stellte sie gemüthlich das Hof in Freund Chicot's Stall ein und forderte das verprobrode Mittagessen.

Den Tag über strahlte: er behandelte sie wie eine Dame und schickte ihr Hübn, Würst, Kammeln und Speckof auf; doch sie ab soll nichts. Wägig von Kindheit an, hatte sie immer nur von etwas Suppe und Butterbrot gelebt.

Chicot nöthigte keine. Sie trant auch nichts, sie lehnte den Kaffee ab. Er fragte: „Aber — ein Schnapschen nehmt Ihr doch noch?“

„Und ich lahe — da sage ich nicht Nein.“

Und er schrie aus Verbeekräften durch die Wirthshäube: „Malie, bringe den Feinen, den ganz Feinen, — den Allerfeinsten!“

Die Magd erschien mit einer großen Flasche, die ein wapiernes Weinblatt zierte. Er füllte zwei Gläserchen. „Probit den Mutter, der ist famos.“

Und die gute Frau trant ganz losche, in kleinen Zügen, um das Vergnügen recht lange zu genießen. Als sie ihr Glas geleert hatte, lekte sie noch nach dem letzten Strophen und meinte: „Jawohl — ja, — der ist fein.“

Sie hatte noch nicht ausgeerbet, als Chicot ihr ein zweites Glas einhändte. Sie wollte denken, aber es war nicht zu spät. Langsam schlürfte sie aus, langsam wote das erste.

Als er ihr das dritte einhändte wollte, iräubte sie sich. Er drang in sie:

„Schaut, das ist ja die reine Milch, ich trinke schon — zwölf solcher Zinger, ohn' Weiswerde; es geht runter wie Zucker. Thut nichts im Leib und thut nichts im Kopf. Man glaubt, es verdamme auf der Zunge. Nichts Besseres giebt's für die Gesundheit.“

Da sie große Lust verburkte, gab sie nach; doch sie trant das Glas nur halb aus, und Chicot, in einer Walfung von Freigebigkeit, rief:

„Wißt, wenn er Euch schmekt, so will ich Euch ein Fäßchen davon sickenen, zum Beweis, daß wir noch immer ein Paar gute Freunde sind.“

Die Frau sagte nicht nein und ging, ein wenig angeheitert, nachhause.

Den nächsten Morgen sprach der Wirth bei Mutter Magloire vor. Aus der Ziele des Wagens zog er ein mit eiernen Ketten beschlagenes Fäßchen. Er ließ sie davon loken, und siehe: Es war derselbe „Feine“ von getrun.

Nachdem sie beide ihre drei Gläser getrunken hatten, brach Chicot auf.

„Lebenslang, wenn der alle ist, dann giebt's neuen; genießt Euch nicht! Ich bin nicht knauerig. Je früher er ausgestrunken, desto besser.“ Dann fuhr er ab.

Nach vier Tagen kam er wieder. Vor ihrer Thür war die Alte damit beschäftigt, Brot in die Suppe zu sickenen. Er kam näher, bot ihr einen guten Tag und sprach ihr ins Gesicht, um nach ihrem Willen zu riechen. Er verparute einen Hauch von Alkohol und sein Gesicht krachte.

„Nun, wie war's mit einem Gläschen?“ sagte er. Und sie stiegen zweimal, dreimal an.

Bald blieb es in der Nachbarschaft, Mutter Magloire schnappte — ganz heimlich.

Bald fand man sie in der Küche liegend, halb auf dem Hofe, halb auf der Straße. Man trug sie ins Haus zurück, hart und steif wie eine Leiche.

Chicot kam nicht mehr zu ihr. Und wenn man ihm von der alten Bäuerin erzählte, murmelte er mit einem traurigen Gesicht: „Wenn man...“

„... ist schlimm in ihren Jahren, sich so was anzuewöhnen. Wenn man...“

„... mal so alt ist, giebt's dagegen kein Mittel mehr. Rogt auf, es wird ihr noch einen bösen Streich spielen.“

Und es spielet ihr wirklich einen bösen Streich. Sie starb im folgenden Winter, um die Weihnachtzeit. Vertrunken war sie im Schnee liegen geblieben.

